

Karl Heinz Vogeley

## Mit 16 Jahren in Stalins Gulag

*Auszüge aus den Erinnerungen, aufgezeichnet 2006/2007*

### Biographische Vorgeschichte

Der zweite Weltkrieg neigt sich dem Ende zu.

Am 27. März erhalten wir Schüler der hiesigen Mittelschule im Rathaussaal das Abschlusszeugnis der mittleren Reife. Es sollte ein Höhepunkt in meinem Leben werden, aber wie vieles Anderes wurde es ein Raub der Kriegsereignisse.

Bereits am 11. April 1945 ertönten erneut die Sirenen und verkündeten das Zeichen zum Feindalarm.

Mit 16 Jahren wurde ich gemustert und gleichzeitig Mitglied des Volkssturms.

Demzufolge musste ich mich sofort auf der Masche, dem Appellplatz, melden.

Ich erhielt den Auftrag, zusammen mit Rolf W. (ein Klassenkamerad von mir) die Brücke nach Althaldensieben zu sichern.

Haldensleben wurde zur Lazarettstadt erklärt und am 13. April kampfflos an den Amerikaner übergeben. Die Wehrmachtsangehörigen besorgten sich zum Teil Zivilsachen und verschwanden, oder vereinigten sich mit der Armee Wenck und schickten sich an, Berlin zu verteidigen.

Unserem Bannführer der Hitlerjugend Folge leistend, fuhren wir mit noch 11 anderen gleichaltrigen Jungen, alles Angehörige der höheren Führerschaft, nach Hütten mit dem Fahrrad. Hier quartierten wir uns in ein von der Wehrmacht besetztes und verlassenes Ausflugslokal ein.

Nachdem wir von ihm Marketenderwaren und einen Karabiner erhalten hatten, verkündete er uns, dass wir uns vom Feind überrollen lassen, und im Hinterland operativ werden. Wir übernachteten erstmals als Soldaten und sprachen auch dem empfangenen Eierlikör und den Zigaretten zu. Der Krieg war also gar nicht so schlecht. Jeder sollte eine Stunde Wache schieben und den Nächsten wecken Denn am anderen Morgen wollten wir um 5 Uhr aufbrechen, um zu erkunden wo die Amerikaner in unser Kreisgebiet eingebrochen waren.

Leider war einer der Wachen eingeschlafen und die Sonne stand schon hoch am Himmelszelt. Unser Bannführer, ein ehemaliger verwundeter SS Untersturmführer, tobte vor Wut. Immerhin hatte er eingesehen das der Krieg nicht mehr zu gewinnen ist, und mit uns schon gleich gar nicht.

Wir gaben unsere Karabiner wieder ab und wurden nach Haus entlassen, zur großen Freude meiner Mutter. Zwei meiner Kameraden blieben noch einen Tag in Hütten und verbuddelten die Karabiner.

Ich wollte so gern unserem Führer und dem Großdeutschen reich dienen, aber es sollte nicht sein.

Acht Tage war ich nun bereits wieder zu Hause. Die Besatzer benahmen sich recht anständig. Eines ging nicht so recht in meinen Kopf. In den vielen Führerschulungen wurde uns das deutsche Mädels als Trägerin der deutschen Nation groß und unantastbar dargestellt. Jetzt musste ich erleben, wie manche für eine Tafel Schokolade ihr Bewusstsein hingaben. Eine erste große Enttäuschung machte mir zu schaffen. War das die hochgepriesene Ehre und Moral der deutschen Frau!!

Am 21. April, ich war gerade im Garten tätig, als zwei amerikanische Offiziere auf unseren Hof kamen. Sie wollten meinen Vater sprechen und eröffneten ihm, dass das Haus innerhalb von 30 Minuten zu räumen sei. Es wird für die Unterbringung ihrer Soldaten benötigt. Meine Mutter war eigentlich immer der ruhende Pol der Familie. So kopflos hatte ich sie noch nie erlebt. Was sollte sie zuerst mitnehmen. Betten, Kleidung oder Lebensmittel? Wo war der Handwagen, wo sollten wir in der völlig überfüllten Stadt eine Bleibe finden. Was wird mit den Hühnern? Frage um Frage. Irgendwie hat alles ein gutes Ende gefunden. Meine Aufgabe bestand jetzt darin, morgens die Hühner zu füttern und aufzupassen, dass keines der wertvollen Tiere abhanden kam.

Auf Grund meiner in der Schule erworbenen Englisch Kenntnisse, versuchte ich langsam mit den Amis Kontakt aufzunehmen. Bei einem Kaugummi und einem Stück Schokolade vergaß auch ich ziemlich bald, dass es ja unsere Erzfeinde sind.

Der Krieg näherte sich dem Ende zu. Die Russen hatten Berlin bereits eingekesselt und es fanden erbitterte Straßenschlachten statt.

Am 2. Mai wollte ich wieder meiner Beschäftigung nachgehen und die Hühner füttern. Ich traute meinen Augen nicht. Alle Türen am Haus standen offen und kein Mensch war mehr zu sehen. Auf dem Nachbargrundstück, welches auch besetzt war, wimmelte es noch von Soldaten. Ich ging hinüber und fragte einen Offizier, ob unser

Haus noch benötigt wird. Zu meiner großen Freude durften wir wieder das Haus nutzen. Die Truppen waren weiter gezogen.

Neugierig schaute ich mich erst einmal im Haus um. Eine mittlere Katastrophe bot sich meinen Augen. Von den Betten stand nur noch das Gestell da. Mit den Matratzen hatten sie ihre LKWs ausgelegt. Die Seidenschirme der Lampen waren zerschnitten und in den Schranktüren stachen die Messer. Zu meiner größten Überraschung standen hier und da auch noch ein paar Flaschen mit Resten von Cherry und Whisky. Ich probierte und fand heraus, dass das Zeug gar nicht so übel schmeckte.

Wahrscheinlich habe ich doch zu viel probiert, ich war sanft entschlummert. Gegen 18 Uhr weckte ich plötzlich auf. Ziemlich benommen rannte ich in die Lange Straße, wo unser neues Zuhause war. Ich bin gut durch die Kontrollen der Militärpolizei gekommen, denn um 18 Uhr war ja für die Zivilbevölkerung Ausgangsverbot.

Meine Mutter sah mir an, dass irgendetwas mit mir nicht in Ordnung war. Ich redete mich heraus, ich sei etwas krank und müsste sofort ins Bett. Auch mein Kopf war ganz heiß. Erst am anderen Morgen konnte ich beichten, und die frohe Botschaft dass unser Haus wieder frei ist verkünden. Wider Erwarten hatte sogar mein sonst so gestrenger Herr Vater Verständnis für meine Situation.

Das Nachbarhaus war noch immer besetzt. Gern kam ich der Aufforderung einiger Soldaten nach und wir spielten manche Partie Tischtennis. Für jedes gewonnene Spiel gab es eine Tafel Schokolade oder eine Schachtel Ami Zigaretten. Da ich eine kaum erreichbare Angabe machen konnte, war die Ausbeute manchmal recht beachtlich. Jedenfalls konnte sich meine schwangere Schwester dafür einen ganz modernen Kinderwagen eintauschen.

Der schreckliche Krieg ging zu Ende. Am 8. Mai kapitulierten unsere Streitkräfte. Ein amerikanischer Stabsfeldwebel und drei Soldaten hatten das Bedürfnis mit uns auf dieses Ereignis anzustoßen. Sie gaben mir Butter, Mehl und Eier damit meine Mutter Waffeln backen konnte. Abends kamen sie dann. Mein Vater nahm allen die Waffen ab, sie wurden in der Badewanne gelagert.

Wir glaubten, es wäre Weihnachten. Jeder hatte die Taschen voll. Von Brasil Zigarren über Zigaretten, Schokolade, Liköre, Weine und Whisky. Mit der Verständigung haperte es zwar etwas, aber nach den ersten Schnäpschen löste sich die Zunge und eine gute Völkerverständigung kam in Gang. Das erste Mal in meinem Leben habe ich meinen alten Herrn so fröhlich erlebt. Leider hat er die edlen Sachen nicht für sich behalten und die Toilette forderte ihren Tribut.

So erlebten wir mehr oder weniger spektakulär das Ende des 3. Deutschen Reiches. Unser Leben verlief einträchtig miteinander. Die obligatorischen Tischtennisspiele fanden weiter statt. Anfang Juni bekamen unsere Amis Befehl, unser Gebiet zu verlassen. Fortan wurden wir unter britische Besatzungsmacht gestellt. Dieses Mal brauchten wir nicht aus dem Haus, jedoch mussten wir ein Zimmer für zwei Unteroffiziere möbliert zur Verfügung stellen. Meine Mutter musste nur immer einen Kessel mit heißem Wasser parat haben, damit sich die Herren ihren geliebten Tee kochen konnten. Auch hier entwickelte sich ein freundliches Miteinander.

Am 30. Juni eröffneten sie uns unter vorgehaltener Hand, dass sie abgezogen werden und der Russe unser Territorium übernimmt. Noch am Abend verabschiedeten sie sich von uns. Sie legten mir nahe, doch mit ihnen zu fahren, aber ich war mir nichts Böses bewusst und bin zu Hause geblieben.

Gegenüber von uns hatten die Briten die Kommandantur errichtet. Am Morgen des 1. Juli gegen 10 Uhr trafen mit einem LKW die ersten russischen Soldaten ein. Wir kannten sie nur vom Hörensagen, es war noch geschmeichelt was sich unseren Augen bot. Die Uniformen waren speckig und verwahrlost. Sie drehten sich mit viel Geschick ihre Papirossi. Nach allem dem was man so gehört hat, zogen es meine Mutter und meine Schwester vor, sich in unserer Dachkammer zu verbarrikadieren. Es geschah jedoch nichts.

Es wurde über Lautsprecher eine absolute Ausgangssperre verhängt. Gegen Abend erlebten wir, wie das Fußvolk mit den Panjewagen unsere Stadt besetzte. Nach den Amis und den korrekten Briten der absolute Höhepunkt. Am anderen Morgen wurde die Ausgangssperre wieder aufgehoben. Wer mit dem Fahrrad unterwegs war wurde es sofort los. Armbanduhren waren auch nicht mehr sicher. Die Frauen hatten Angst auf die Straße zu gehen.

Die früher den Arm nicht hoch genug kriegten, waren plötzlich überzeugte Kommunisten. Es wurde angeordnet, zu Ehren der Befreiung, die Häuser mit roten Fahnen zu beflaggen. Manches Inlett wurde so zweckentfremdet.

Am 12. Juli kam abends eine Bekannte zu uns. Sie arbeitete im Rathaus und teilte uns geheimnisvoll mit, dass eine Liste vorliegt mit Namen der ehemaligen Führerschaft der Hitlerjugend. Mein Name wäre auch mit dabei.

Mein Vater schlug vor, ich möge mich solange im Wald aufhalten bis sich alles beruhigt hat. Ich widersprach ihm, denn ich hatte Angst, dass sie eventuell ihm was

antun könnten. Zum anderen hatte ich ja eigentlich nichts verbrochen, so dass ich weglaufen musste.

Am anderen Tag, es war Freitag der 13. Juli, kein Schiff würde an diesem Tag auslaufen, kamen gegen Mittag zwei Personen in Zivil zu uns. Sie wollten zu mir, und gaben an, dass es einer Klärung meiner Personalien bedarf. Ich sollte mich um 18 Uhr in der Werderstrasse 8 melden.

Ich verabschiedete mich von meinen Eltern und von meiner Schwester und wusste nicht, dass es bei meiner Mutter ein Abschied für immer, und bei meinem Vater und meiner Schwester bis zum Wiedersehen fast neun Jahre dauern sollte.

### **Der Transport von Frankfurt/Oder nach Workuta**

Am Heiligen Abend 1945 war eine ziemliche Unruhe zu verspüren. Wie sich herausstellte, wurde die erste Etage geräumt, d. h. zellenweise wurden die Leute auf den Hof gelassen. Die Personalien wurden vom Transportkommando überprüft. Anschließend rückte man auf die Straße hinaus und musste sich dort in Zehnerreihen hinknien. Wenn zweihundert Männer abgefertigt waren, wurden sie mit Hundestaffeln zum ungefähr 3 km entfernt gelegenen Güterbahnhof, untergehakt, geführt. Eine merkwürdige Stimmung machte sich des Abends breit. Jeder war mit seinen Gedanken zu Haus. Man erinnerte sich der vielen schönen Weihnachtstage im Kreise seiner Lieben.

Wie werden sie wohl dieses, an einem solchen Tag verkraften. Plötzlich hörten wir, wie aus anderen Zellen Weihnachtslieder gesungen wurden. Mit weinerlicher Stimme versuchten wir mit einzustimmen. Selbst die sonst so rabiaten Wachposten ließen uns gewähren. So neigte sich der erste Heilige Abend in der Fremde seinem Ende zu.

Am ersten Weihnachtstag war unser Korridor erwartungsgemäß dran. Gegen Zehn Uhr wurden wir lautstark auf den Hof getrieben. Die Personalien wurden wie bereits bekannt, überprüft. Auch wir mussten uns in Zehnerreihen draußen hinknien. Auf Kommando wurden wir dann zum Güterbahnhof getrieben. Helmut ging es schon tagelang nicht gut. Er hatte Magenprobleme und auch einen ziemlichen Durchfall. Da wir kein Papier besaßen, hat jeder von seinem Hemd einen Streifen abgerissen, damit er sich seinen wunden Hintern abputzen konnte. Gerhard und ich nahmen ihn

in die Mitte und so erreichten wir mühevoll den Güterbahnhof. Unterwegs, wenn noch ein bewohnbares Haus zu sehen war, sahen wir mitunter auch einen geschmückten Weihnachtsbaum stehen.

Es war wie ein Abschiedsgruß für lange Zeit.

Das Normalstrafmaß betrug meistens 10 Jahr. Wir mit unseren höheren Strafen kamen in einen extra stabilen Waggon. Es hatte auch den Vorteil, dass wir dadurch zusammen blieben. Jeder Waggon wurde mit 40 Häftlingen belegt. In einer Höhe von 40 cm waren beidseitig durchgehende Pritschen angebracht. Dasselbe noch einmal in einer Höhe von ca. 150 cm.

Uns acht deutschen Jungen wurde der Platz unter der untersten Pritsche zugewiesen, also direkt auf dem Waggonboden. Stroh, oder Decken gab es natürlich nicht. Wir zwängten uns unter die Pritsche und verhielten uns ganz ruhig. Wenn nachts alles schlief, dann trauten wir uns vor, und vertraten uns die Beine.

Auf Klaus R. seine Jacke legten wir uns, und mit meiner großen Jacke deckten wir uns zu. Wir kauerten uns an einander und hielten uns so einigermaßen warm. Auch hat man uns von der Verpflegung etwas zukommen lassen. Es war beileibe nicht überall so. Die anderen Deutschen wurden jeweils auf die einzelnen Waggons verteilt, und waren den Schikanen der russischen Mitgefangenen ausgesetzt.

Unsere Fahrt ging nur schleppend voran. Wir standen mehr als wir fuhren.

Es ging über Polen. In Brest-Litowsk wurden die Waggons gewechselt, von Schmalspur auf russische Breite. Weiter ging es in Richtung Leningrad. Wir waren schon etwa zehn Tage unterwegs. Die ersten Toten hatten wir bereits aus unserer Gruppe zu beklagen. Es waren Werner K. und Rolf W. Eine ärztliche Betreuung gab es während der ganzen Fahrt nicht. Beide hatten eine Lungenentzündung und keiner konnte ihnen helfen. Wir mussten tatenlos zusehen und haben sie, nachdem sie tot waren, aus den Waggon, dem Transportpersonal übergeben.

Die Leichen wurden in Extrawaggons hinten mitgeführt. Die übernommene Transportstärke musste ja am Ende wieder stimmen.

Wie sich später herausstellte, waren von den 280 Deutschen, bereits nach 14 Tagen über die Hälfte tot.

Am 16. Januar geschah ein Wunder. Als unser Zug wieder einmal stand, wurden die noch verbliebenen Deutschen aus ihren Waggons geholt. Wir sammelten uns, und wider Erwarten kamen wir nun in zwei separate Waggons, jeweils mit 40 Personen.

Endlich bekamen wir die uns zustehende Verpflegung und vor allen Dingen auch das sehr knapp bemessene Wasser. Denn alle Wasserentnahmestellen waren ja zugefroren. Meist war es Wasser aus der Lok, auch mit Kohlestücken.

Viele von uns tranken nun dieses Wasser gierig und das Resultat war Durchfall und Magenkrämpfe.

Jeden Morgen beim Verpflegungsempfang, als die Waggontür geöffnet wurde, haben wir zuerst die Toten rausgegeben. Wir waren inzwischen so verroht, dass es uns nichts ausmachte, in ihre Taschen zu greifen, um nach etwas Essbaren zu suchen.

Furchtbare Szenen spielten sich im Waggon ab. Hautnah habe ich erleben müssen, dass Hunger charakterlos macht, und Durst zum Wahnsinn treibt. Einer wollte immer ein Glas mit Kirschen essen, ein Anderer wieder schimpfte mit seiner Frau, weil sie ihm keinen heißen Kaffee kochte.

Am 26. Januar, also nach mehr als 4 Wochen, merkten wir, dass unsere beiden Waggons abgehängt wurden. An einem Bahnhof ähnlichem Gebäude wurden wir aufgefordert, unseren Waggon zu verlassen. Einige kamen gar nicht mehr auf die Beine, als sie aus dem Waggon gesprungen waren, denn eine Treppe war nicht vorhanden.

Wir schleppten uns in ein nicht weit entferntes Lager. So viel Schnee hatte ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen.

Von den Baracken schaute nur noch das Dach heraus. Die Fenster waren notdürftig vom Schnee befreit, sodass es in der Baracke etwas hell war.

Wir wurden in einen Baderaum geführt. Nachdem wir uns ausgezogen hatten, wurden wir von einem Häftling in Empfang genommen. Er scherte uns die Haare vom Kopf und überall, wo sich noch Haare befanden mit einem stumpfen Rasiermesser. Ein kleiner Holzzuber mit ungefähr drei Liter Wasser und ein Sahnebonbon großes Stück Schmierseife wurde uns überreicht. Unser Körper war völlig zerkratzt. Die Läuse, Flöhe und Wanzen hatten ganze Arbeit geleistet. Auch sahen wir erstmalig wie sich Krätze bemerkbar machte.

Es war eine Wohltat nach fast fünf Wochen, sich waschen zu können. Einige haben auch das köstliche Nass getrunken, um ihren Durst zu stillen. Wir erhielten frische Unterwäsche (feinstes russisches Leinen mit Bändern). Unsere Zivilklamotten waren inzwischen angeblich entlaust worden.

Wir erhielten eine Wassersuppe mit Kohlblatteinlage und 200 Gramm Kascha (dickgekochter gequetschter Haferbrei mit 5 Gramm irgendein Öl).

Nach dem Essen wurden wir einem angeblichen Lagerarzt vorgestellt. Er hörte die Herztöne ab und besah sich vor allen Dingen den Hintern. Er fühlte, ob noch ein bisschen Fett in den Pobacken vorhanden war. Nach dieser eingehenden Betrachtung wurde festgelegt, wer in die nahegelegene Lazarettbaracke kam.

Wahrscheinlich war hier nur ein Platz für 50 Personen vorhanden. Leider gehörte ich zu den noch etwas Gesunderen. Mit acht Mann verblieben wir im Lager.

Zum Glück war Gerhard K. auch dabei. So vergingen einige Tage. Ich habe Schnee gegessen um mich zu erkälten. Es hat alles nichts genutzt.

Nach ungefähr zehn Tagen hieß es plötzlich, es sei jetzt Platz und wir kämen auch in's Lazarett.

Wahrscheinlich hatten sich wieder ein paar Kameraden für immer verabschiedet.

Wir gaben unsere Zivilsachen ab. Ein letztes Relikt aus unserer Heimat.

In einem großen Raum befanden sich ungefähr zwanzig Doppelpritschen. Jeder hatte sogar eine dünne Decke. Strohsack oder eine Matratze waren Luxus. Es herrschten dort sogar angenehme Temperaturen. Ein großer, gemauerter Ofen, welcher vom Flur aus beheizt wurde, sorgte dafür.

Ich als halbe Portion, ich wog noch 38 Kilo, wurde einfach bei Zweien in die Mitte gelegt. Es dauerte nur ein paar Tage, bis auch ich einen eigenen Platz hatte. Jetzt erfuhren wir auch, wo wir uns überhaupt befanden. Der Ort hieß Kotlas und war zwischen Leningrad und Workuta gelegen.

Workuta wäre unser Zielort gewesen. Dort befinden sich die berühmt berüchtigten Kohlenschächte. Kohle von einer seltenen Qualität. Man wusste schon zu Zeiten des Zaren über die Existenz und ungeheuren Vorkommen. Er hielt aber die klimatischen Bedingungen für Menschen als unzumutbar. Stalin hatte keinen Skrupel und ließ von Leningrad bereits im Jahre 1936 eine Eisenbahn nach Workuta von seinen Regimegegner bauen. Man spricht davon, dass unter jeder Schwelle ein Gefangener liegt.

Hier im Lazarett ließ es sich einigermaßen aushalten. Morgens zur Visite kam ein Arzt mit einer Oberschwester. Der Arzt hieß Weinberger. Wir wussten nicht, weshalb er im Lager war. Zumindest hat er uns nicht schikaniert und hat sein Bestes gegeben, uns wieder gesundheitlich herzustellen. Denn mit Medikamenten sah es ganz böse aus. Günther F, einer von uns, konnte sich nicht wieder erholen. Im März



ist er auf Grund seines gesundheitlichen Gesamtzustandes gestorben. Es war nun schon der Dritte.

Zum Glück hatten sie hier im Lazarett keine Eile, uns baldmöglichst hinterher zu schicken. Im Mai, als der Schnee taute, durften wir auch manchmal unsere Krankenbaracke verlassen. Es war mehr als trostlos was sich unseren Augen bot. In der Ferne sahen wir, wie ein Zug mit Sand beladen, von einer Frauenbrigade ausgeladen wurde. Sie hatten Wattejacken an, Hosen und auch Filzstiefel. So langsam ahnten wir, was da auf uns zukommen würde.

Noch waren wir sicher untergebracht, hoffentlich noch recht lange.

Im Juli war es dann so weit. Es wurde zur bitteren Gewissheit, man hatte uns nicht vergessen. Die ersten Vier bekamen alte Militärsachen zum Anziehen, notdürftig gereinigt, ein Paar geflochtene Latschen und schon ging es auf Transport.

Wir haben sie nie wieder gesehen.

Am 8. August, mein Bruder hatte Geburtstag, verschiedene Gedanken überkommen einem an solch besonderen Tagen, als es hieß, das Günther E., Helmut K. und ich, uns fertig machen müssen.

Das immer wieder Verdrängte, war jetzt Realität.

Wir wurden ähnlich, wie schon beschrieben, ausstaffiert.

Es ging zum Bahnhof. In einem sogenannten Stolipinski (Gefangenenwaggon) wurden wir untergebracht. Wir fuhren ungefähr 200 km nördlich und kamen am anderen Tag in Petschora an. Petschora war ein Verteilungslager. Von hier sollte es dann in ein Arbeitslager gehen, wo gerade Leute gebraucht wurden. Man meldete uns an und übergab uns der dortigen Leitung.

Als sie feststellten, dass wir zu 15 Jahren verurteilt waren, kamen wir sofort in Sicherheitsverwahrung, d. h. in einen Karzer. Wir wussten gar nicht wie uns geschieht. Nun saßen wir in einem dunklen Loch und harrten der Dinge die da kommen sollten. Unsere Verpflegung war den Karzerbedingungen angepasst; 300 g Brot und einen halben Liter Hafersuppe.

Nach drei Tagen hatte dieser Aufenthalt zum Glück ein Ende.

Wir Drei gingen wieder auf Transport, in einem Stolipinski. Verpflegung würden wir dort im Lager bekommen. Nach gut einem Tag kamen wir an. Wieder mussten wir in einen Karzer. Offensichtlich waren wir auch hier verkehrt. Wir wurden wieder zurück geschickt, mit der Bemerkung, Essen gibt es dort. So hatten wir drei Tage

nichts zu essen bekommen. Im Verteilungslager wieder angekommen, brauchten wir nicht mehr in den Karzer.

Woher die Wandlung kam, wir wissen es nicht. Es vergingen wieder einige Tage. Erneut wurden wir zur Bahnhofsstation geführt. Die Wachleute vom Gefängniswaggon kannten uns schon. Wo werden wir wohl dieses Mal landen. Die Fahrt ging wieder gen Norden.

Nach mehreren Stunden hielt unser Zug. In unmittelbarer Nähe der Station wurden wir in ein Lager geführt. Wie sich aber herausstellte war es ein Straflager. Hier waren alle die untergebracht, die Schwierigkeiten hatten, sich dem Lagerregime unter zu ordnen. Zum Glück hatten wir diese Normen noch nicht erfüllt.

Nach kurzem hin und her, machten wir uns mit unserem Posten, dieses Mal jedoch zu Fuß auf den Weg. Wir gingen immer den Schienen nach und hofften, dass der Posten sich hier auskannte und uns endlich dahin brachte, wo wir hingehörten.

Nach ungefähr vier Stunden Marsch, sahen wir in der Ferne ein Lager liegen. Der Posten versuchte uns klar zu machen, dass dieses unser Ziel sei.

Die letzten Kräfte mobilisierend erreichten wir die 3. Arbeitskolonne in „Ziwaja Maska“, ca. 50 km südlich von Workuta.

### **In der Krankenstation des Lagers**

Es war Mitte November 1947. Irgendwie herrschte eine rege Betriebsamkeit im Lager. Eine Kommission war eingetroffen. Die Lagerhäftlinge wurden auf ihren Gesundheitszustand untersucht. Ein Arzt im weißen Kittel, mit noch einem Gehilfen der eine Kartei führte, saß im Sanitätsraum. Wir wurden ihm einzeln vorgeführt. Es war ein freundlicher Mann. Er fragte nach irgendwelchen Beschwerden. Ich musste mich nackt ausziehen und er hörte mich mit einem kurzen, hölzernen Stethoskop ab. Er diktierte dem Karteiführer etwas, was ich aber nicht verstand. Er fasste an meine Pobacken und schüttelte den Kopf. Ich wog vielleicht noch 38 kg und mein Po bestand nur noch aus Haut und Knochen. Er gab mir zu verstehen, dass es mit der Arbeiterei vorerst zu Ende ist. Wegen völliger Dystrophie (Unterernährung) würde er mich ins Lazarett überweisen. Selbstverständlich hatte ich nichts dagegen, nur der Abschied von meinem Kumpel Günther, als einziges Relikt aus der Heimat, fiel mir sichtlich

schwer. Nicht ohne Grund, denn ich sollte ihn nicht wieder sehen. Er ist im Lager gestorben, wie ich erst später erfahren habe.

Vierzehn Tage waren vergangen. Jeder döste so vor sich hin. Wir waren froh, nicht arbeiten zu müssen und waren beinahe zufrieden.

Zum Abendbrot wollte man uns etwas Besonderes zukommen lassen. Es gab zwei Löffel geronnenes Rentierblut. Schon als Kind reagierte ich auf rohe Sachen allergisch. Der Hunger war jedoch größer als alle Vernunft. Mit großer Überwindung schluckte ich dieses Blut hinter. Es kam wie es kommen musste, in der Nacht wurde es mir speiübel und ich musste mich übergeben.

Bei der Visite am anderen Morgen, erzählte ich dem Arzt von meinem Missgeschick. Ich musste mich bei ihm melden und wurde genauestens untersucht. Da ich ja kaum russisch sprechen konnte, fragte er woher ich komme. Ich antwortete ihm, dass ich Deutscher sei und von Magdeburg bin. Mit Freude und ein bisschen Stolz antwortete er sogar auf Deutsch, dass er auch Magdeburg genau kannte. Irgendetwas hat er sich zu Schulden kommen lassen und wurde ebenfalls verurteilt. Ich musste ihm meine ganze Leidensgeschichte erzählen und muss ihn auch beeindruckt haben.

Mein Magen war in einem desolaten Zustand, sodass ich sofort in ein anderes Krankenzimmer verlegt wurde. Hier waren einfache Pritschen, die Zudecke war sogar in einem karierten Bezug und auch ein Laken war vorhanden. Zehn Mann teilten sich den Raum mit mir. Die allergrößte Überraschung sollte noch kommen.

Als Einziger im Zimmer bekam ich Weißbrot und auch keine Haferflocken mehr. Auch eine feine Nudelsuppe war mehr als Balsam für meine Seele. Schon die neidischen Blicke der Anderen, ließ die Suppe doppelt so gut schmecken.

Selbst in einem tristen Lagerleben gibt es Momente, die einem das Herz höher schlagen lassen. Und das war noch nicht alles.

Es vergingen ungefähr acht Tage, als sich die Tür öffnet. Ich traute meinen Augen nicht, es war Einer der Unsrigen, Martin F. Der Arzt ordnete sofort an, dass er auf die Nachbarspritsche zu liegen kam, weil er ja auch Deutscher war. Als er erfuhr, dass wir zusammen gehören, wurde ihm die gleiche Diätkost verordnet, wie ich sie erhielt.

Uns gegenüber lag ein Ungar, der unbedingt wissen wollte, wie man zu solcher Kost kommen kann. Wir sagten ihm, dass man schwere Magenschmerzen haben muss. Bei der Visite am anderen Morgen klagte auch er dem Doktor sein Leid. Leider wurde seine Hoffnung nicht erfüllt, er bekam nur einen Eisbeutel verschrieben und damit war er gar nicht einverstanden.

Zu unserem Becher heißen Wasser morgens, erhielten wir auch 17 Gramm Zucker. Man konnte ihn im Wasser auflösen, oder zum Brot essen. Da jetzt der erste Dezember war, kam mir folgende Idee. Wir hatten jeder einen kleinen Beutel und wollten so den Zucker aufbewahren bis Weihnachten. So konnten wir uns dann selbst beschenken. Denn 400 Gramm waren schon eine tüchtige Menge. Leider ging unsere Rechnung nicht auf. Wir hatten schon fast dreihundert Gramm gesammelt, als wir alle auf den Flur mussten. Es wurde Jagd auf Wanzen gemacht. Das hieß, alle Pritschen wurden mit heißem Wasser begossen, sodass in den Ritzen die sich dort befindlichen Wanzen verbrüht wurden.

Anstatt eines Keilkissens, diente ein etwas abgeschrägtes Brett als Erhöhung des kleinen Kopfkissens und darunter hatten wir unseren Zucker deponiert. Da er nun etwas feucht geworden war, haben wir ihn desnachts versucht, am Ofen zu trocknen.

Wie es das Schicksal wollte, wurden wir vom Nachtdienst erwischt. Der Zucker wurde beschlagnahmt und wir harreten der Dinge, die da kommen sollten. Am anderen Morgen mussten wir uns beim Arzt melden. Unser Herz rutschte uns in die Tasche, als wir einen Offizier dort sahen. Ohne uns rechtfertigen zu können, verlangte er sofortige Gesundheitschreibung und verschärfte Arrest in den Karzer. Es wurde ausgelegt, wir würden uns für eine Flucht vorbereiten und horteten Lebensmittel.

Nur dem Ansehen unseres Arztes hatten wir es zu verdanken, dass er den Offizier noch einmal umstimmen konnte. Der Zucker wurde beschlagnahmt und morgens bekamen wir unseren Zucker gleich in den Becher gerührt.

Sonst hatte es keinerlei Konsequenzen. Wir waren unserem Arzt mehr als dankbar.

Es kam der Heilige Abend, wir waren ohnehin mehr als niedergeschlagen, als sich plötzlich die Tür öffnet. Ein uns unbekannter, litauischer Sani brachte uns im Namen unseres Arztes den beschlagnahmten Zucker. Ich glaube, es war mein schönstes Weihnachtsgeschenk, unter Tränen des Dankens haben wir ihn entgegengenommen. Mittlerweile war es Februar und der Arzt gab mir zu verstehen, dass er mich nicht länger mehr im Krankenhaus halten kann. Es waren ohnehin mehr als drei Monate und mehr kann er nicht verantworten. Mein Po hatte wieder natürliche Konturen angenommen und so stand einer Entlassung nichts mehr im Weg.

Am 22. Februar 1948 ging es wieder los. Ich habe mich von Martin herzlich verabschiedet und sollte auch ihn nicht wiedersehen.

Die Leute, die ins Lazarett gingen, mussten ihre Sachen immer mit denen austauschen, die noch zur Arbeit mussten. Demzufolge waren auch die Sachen, die man zum

Anziehen im Lazarett bekam. Meine Filzstiefel hatte man oben abgeschnitten, um die durchgelaufenen Sohlen zu erneuern. Also mit halb langen Filzstiefeln wurde ich wieder zu meiner 3. Kolonne gebracht. Mein Freund Günther war inzwischen auch im Lazarett gelandet. Aber mein alter Brigadier freute sich, mich wieder zu sehen.

Am 23. Februar war der Tag der Roten Armee. Die Posten hatten ihren Ehrentag und wir hatten dadurch einen freien Tag. Am anderen Morgen zeigte das Thermometer 48 Grad minus. Demzufolge brauchten wir nicht raus rücken. Gegen 11 Uhr waren es nur noch 38 Grad und die Arbeit rief. Ich wurde ein paar Leuten zugeteilt, die die Sträucher zum Heizen hackten.

Die klimatischen Bedingungen ließen eine andere Vegetation nicht zu. Bäume waren nicht mehr vorhanden. Auf dem Weg dorthin, sind mir dreimal die Wangen erfroren. Durch den Lazarettaufenthalt war ich ziemlich verweichlicht. Mit Schnee rieb man mir die Wange, bis wieder eine ordentliche Durchblutung gegeben war.

Meine Arbeitsaufgabe bestand darin, die gehackten Sträucher auf einen Haufen zusammen zutragen. Sicher ist mir auch Schnee in meine halblangen Filzstiefel gefallen, aber solange ich in Bewegung war, merkte ich nichts. Abends nahm der Frost wieder zu und die Kräfte waren auch am Ende. Zwangsläufig setzte man sich auch mal hin. Irgendwie hatte ich das Gefühl, mir Blasen gelaufen zu haben.

Nach dem Abendessen beschaute ich mir dann meine Füße. Es waren nicht Blasen, sondern unter dem Hacken war eine faustgroße Beule, und das beiderseits. Ich zeigte sie zuerst meinem Brigadier. Kopfschüttelnd erklärte er mir, dass es Frostbeulen sind und ich am anderen Tag unbedingt zum Sani gehen muss. Über Nacht fingen die Beulen ganz schön an zu schmerzen. Die Brigade ging zur Arbeit und ich schickte mich an, den Sani aufzusuchen.

Selbstverständlich konnte ich meine Filzstiefel nicht mehr vor Schmerzen anziehen. Da nichts anderes vorhanden war, humpelte ich auf Fußlappen zum Sani. Ich hoffte auf ein paar Worte des Bedauerns und um seine Hilfe. Genau das Gegenteil war der Fall. Er beschimpfte mich als Simulant, und dass ich diese Frostbeulen mir vorsätzlich zugezogen habe. Selbst wenn mir die Füße verfaulen, ins Lazarett komme ich wegen Selbstverstümmelung nicht.

Wie ein begossener Pudel ging ich wieder in meine Baracke, zog die Decke über meinen Kopf und weinte bitterlich. In drei Tagen war mein 18. Geburtstag und diese trostlose Situation. Es ist furchtbar wenn man der Willkür anderer ausgesetzt ist und niemand da

ist der einen hilft. Meine Füße begannen an zu stinken. Soviel Tränen wie zu meinem Geburtstag hatte ich noch nie vergossen. Aber es musste ja weitergehen.

Am anderen Tag, es war der 1. März, humpelte ich vom Speiseraum wieder in meine Baracke als ein Offizier auf mich aufmerksam wurde. Es war das erste Mal, dass ich im Lager einen Offizier sah. Er winkte mich zu sich und wir gingen in die Wachstube. Ich glaubte, jetzt wird mir der Prozess wegen der Selbstverstümmelung gemacht.

Ganz im Gegenteil. Auch er wollte wissen, wer ich bin. Ich erzählte ihm meine ganze Leidensgeschichte, auch er kannte Deutschland und sprach besser Deutsch, als ich Russisch konnte. Der Posten musste mir erst mal ein Kanten Brot holen und dann interessierte er sich für meine Beine. Für mich war er ein Engel in Menschengestalt. Der Posten wurde angewiesen, sofort den Sani zu holen. In meinem Beisein hat er so viel zu hören bekommen, ich glaube die Hälfte hätte auch genügt. Meine Krankenpapiere wurden prompt erledigt und wie ein begossener Pudel konnte er wieder gehen.

Der Offizier ließ sich alle meine Personalien geben und wollte für mich ein Gnadengesuch beantragen. Leider habe ich nichts davon gespürt.

Am anderen Tag wurde ich wieder in ein Lazarett verlegt, dieses Mal ging es in ein anderes. Die morgendliche Visite wurde von einem polnischen Arzt geleitet. Sein Name war Beck-Dombrowski. Er gab mir zu verstehen, dass ich gleich am anderen Tag verarztet werde.

Viel Federlesen wurde nicht gemacht. Zwei Mann hielten mich fest und er als Chirurg entfernte das stinkende Fleisch und schnitt es bis zum Gesunden weg. Es wurde sauber verbunden und konnte so zu meiner Zufriedenheit heilen.

Nach sechs Wochen war alles verheilt und ich konnte wieder entlassen werden.

### **Zwangsarbeit in der Kupfermine**

Am anderen Morgen um 7 Uhr marschierten wir durch die Wache, draußen standen schon vier Wachsoldaten mit aufgepflanztem Bajonett. Es war eine Eliteeinheit mit roten Schulterstücken. An jeder Seite hatten sie einen Hund. Wir mussten in Fünferreihen antreten und wurden jeden Morgen vergattert, dass wir im Glied nicht erzählen dürfen. Ein Schritt nach links oder nach rechts wird als Fluchtversuch gewertet und es wird ohne Aufforderung geschossen. Den Weisungen der Wachmannschaft ist unbedingt Folge zu leisten. Mit einem lautstarken: „Jasnaj“ (verstanden) mussten wir antworten.

Untergehakt marschierten wir dann durch den unfreundlichen Ort, wo links und rechts die Hütten der eingeborenen Kasachen sich befanden.

Unser Ziel war der 41. Schacht. Nach etwa zwei Kilometern waren wir an Ort und Stelle. Wir empfingen von unserem Brigadier einen Helm und eine Bergmannslampe (Karbid betrieben) und wurden dann bis zum Förderstuhl geleitet. Der Förderstuhl durfte aus Sicherheitsgründen für den Personentransport nicht benutzt werden, so blieb uns noch der Abstieg über Leitern in den 100 m tief gelegenen Schacht.

Ein ziemlich weit verzweigtes Schienennetz mit Loren, die 500 kg Fassungsvermögen hatten, bot sich unseren Augen. Uns wurde klar gemacht, dass die Normerfüllung bei 28 Loren liegt, für je zwei Mann. Wir bekamen wie ein stärkeres Kehrblech und eine kleine Hacke. So ausgerüstet nahmen wir uns eine Lore und fuhren etwa 200 m bis wir vor Ort waren. Hier hatte man über Nacht gebohrt, das abgesprengte Erz konnte nun von uns verladen werden. Über zwei Drehscheiben schoben wir unsere Lore zum Förderstuhl, nahmen uns eine leere und das Spiel begann von vorn. Mittagessen war auch im Bergwerk nicht vorgesehen. [...]

Bei den Schienen hatte man wie überall auch mit Schwellennägeln gespart. Wenn man Pech hatte, dann sprang die Lore aus den Schienen und mit viel Mühe hat man sie dann ohne fremde Hilfe wieder auf das Schienennetz gehoben.

Wir haben uns ehrlich was geschunden, um unsere Normen zu erfüllen. Nach elf Stunden Schufferei sollte uns das Schlimmste noch bevorstehen. Es war der Aufstieg aus dem Schacht. Zwanzig 5 m Leitern wollten erst bezwungen werden. Und dann noch zwei Kilometer bis ins Lager. Halbtot ging es zum Essen fassen und dann schlafen. Wie lange kann ein Mensch so etwas aushalten. Ein Ende war nicht in Sicht.

Das einzige positive war, die Temperatur im Schacht lag bei ungefähr 18°, so dass es eine angenehme Temperatur zum Arbeiten war. Nur im Hemd stand ich im Winter nassgeschwitzt am Förderstuhl, in der Hoffnung mich zu erkälten. Nichts geschah, noch nicht mal einen Schnupfen bekam ich.

Es war inzwischen April 1949. Weihnachten und Ostern wurden ein Raub der übernatürlichen Anstrengungen. [...]

Endlich war es wieder so weit, dass eine Kommission sich unseren Gesundheitszustand ansah. Wie nicht anders zu erwarten, hatte mein Po nur noch Falten. Die Quälerei im Schacht hatte seinen Tribut gefordert. Ich kam nicht ins Lazarett, sondern wurde für leichtere Arbeit über Tage eingesetzt. Der Abschied aus diesem 41. Schacht ist mir nicht

schwer gefallen. Ich hatte schon damit gerechnet, dass ich dort mal liegen bleibe und mein Letztes mache.

Ich kam in eine andere Brigade und wurde als Handlanger einer Baubrigade zugeteilt. Als sehr wohltuend empfand ich die Strahlen der Sonne und war froh und dankbar nicht mehr in das Dunkel des Bergwerks zu müssen. Nicht mehr nach der Schufferei noch 20 Leitern, abgekämpft hinauf steigen zu müssen. [...]

Wieder war es so weit, dass eine Kommission unser Lager unsicher machte. Da ich mich einigermaßen wieder erholt hatte, musste ich mit dem Schlimmsten rechnen.

Tatsächlich wurde ich schachttauglich geschrieben. Meine einzige Sorge war, dass es wieder in den 41. Schacht geht. Aber dieses Mal war das Schicksal mir gnädig.

Ich kam in einen moderneren, automatisierten Schacht. Auch schien der Brigadier nicht deutschfeindlich zu sein.

Selbstverständlich kam ich wieder in eine andere Baracke, hatte aber ein gutes Gefühl. Man sah, dass hier Ordnung herrschte. Ansonsten hatten wir nur alte Decken, hier war alles neu. Auch brauchten wir nicht die Leitern benutzen, hier waren die Förderkörbe zusätzlich gesichert und eine Personenbeförderung erlaubt.

Im Gegensatz zum 41. Schacht, wo wir nur 500 kg Loren hatten, waren es hier Loren mit einem Fassungsvermögen von einer Tonne. Mir wurde vom Brigadier ein Platz am Förderstuhl zu gewiesen. Eine E-Lok brachte zehn beladene Loren. Zwei Mann schoben dann jeweils eine Lore in den Förderkorb. Bei der Beförderung nach oben, kam im Gegenzug eine leere Lore nach unten. Meine Aufgabe war es, die Lore heraus zu ziehen und zu einem Zehnerzug zusammen zu koppeln. Sollte bei der Entladung oben, die Lore aus ihrer Arretierung gerutscht sein, so hatte ich eine abgebrochene Bohrstange und ließ sie wieder einrasten. Ich will nicht behaupten, dass es mir Spaß gemacht hätte, jedoch war der Brigadier mit meiner Arbeit zufrieden und das war, was zählte.

Da ich offensichtlich mich nicht ganz dumm anstellte, sollte ich bald eine verantwortungsvollere Aufgabe übernehmen. Das Kupfererz wurde auf zwei verschiedenen Ebenen abgebaut. Einmal in Höhe des Förderstuhls und etwa 500 m weiter, war eine tiefergelegene Abbaufont. Über einen 120 m langen und 45° schrägen Bremsberg wurde der Höhenunterschied überwunden. Oberhalb des Bremsberges war der Dreh- und Angelpunkt. Hier war eine gewaltige Seilwinde angebracht, die von einem freien Zivilisten bedient wurde. Die Seilwinde hatte eine Trommel von mindestens drei Meter Breite. Zwei Schienengleise führten nach unten. Auf dem rechten Gleis wurden fünf beladene Loren hoch gezogen und gleichzeitig wurden fünf leere herunter gelassen.



Wir waren hier an verantwortlicher Stelle drei Mann. Ein Litauer, ein Ukrainer und ich. Folgende Rollenverteilung und die damit verbundenen Arbeiten waren vorgesehen: Wenn die fünf beladenen Loren die waagerechte Plattform vor der Seilwinde erreicht hatten, lief der Litauer mit. In dem Moment wo das Drahtseil nicht mehr auf Zug war und es durchhing, zog er den Stöpsel und warf das Seil zur Seite.

Jetzt stand ich mit zwei Bremsklötzen da und musste die fünf Waggons abbremsen und gleichzeitig zum Stehen bringen. Musste sie aber so platzieren, dass die nächsten fünf Waggons problemlos angekoppelt werden konnten.

Die ersten fünf Wagen waren nicht so schlimm, aber bei den fünf anderen musste der Abstand genau passen. Entweder musste manuell geschoben werden, wenn sie zu früh zum Stehen kamen, oder aber sie prallten gegen und die ersten fünf setzten sich durch den Aufprall wieder in Bewegung. Manchmal sind auch die Wagen heraus gesprungen, das glich aber dann schon einer mittleren Katastrophe, und kam zum Glück nur selten vor.

Inzwischen hat sich der Ukrainer an den fünf leeren Waggons zu schaffen gemacht und sie am Seil angestöpselt. Auf Zuruf des Freien haben wir gemeinsam die angestöpselten Waggons auf die Reise nach unten geschickt, indem wir sie mit den Schultern in Gang geschoben haben. In den ersten beiden Stunden hatten wir kaum etwas zu tun. Die Loren mussten erst gefüllt werden und dann wurde es langsam lebhaft.

Denn von der vorherigen Schicht ist kaum etwas übrig geblieben, denn es zählte nur was oben ausgeladen wurde. Es ist also leicht vorstellbar, das zum Ende der Schicht sich alles überschlug und jeder bemüht war, dass die Waggons auch nach oben kamen.

Wir waren gerade in der Endphase und gaben unser Bestes. Vieles wird dann auch zur Gewohnheit. Der Freie rief, dass wir die leeren Loren anschubsen können, hatte aber nicht gesehen, dass unser Ukrainer Schwierigkeiten hatte, den Stöpsel in die Waggonkupplung zu bekommen. Wir haben die Loren in Bewegung gesetzt, in der Hoffnung, dass alles in Ordnung sei. Aber leider nahm das Schicksal seinen Lauf. Die fünf Loren krachten nun unangekoppelt den 110m langen Bremsberg hinunter. Unten retteten sich die Leute so gut sie konnten. Über 15 beladene Loren wurden mehr oder weniger zerstört. Nichts ging mehr.

Der Natschalnik (Grubenchef) tobte, denn der rote Stern konnte wegen der Nichterfüllung der Arbeitsnorm draußen am Förderturm nicht angezündet werden. Vom angerichteten Chaos ganz abgesehen, wurden wir Drei sofort zum Politoffizier beordert. Es wurde ein Protokoll gefertigt. Obwohl man auf uns, als eingespieltes Team,

nicht verzichten konnte, mussten wir dennoch wegen Sabotage, bestraft werden. Man setzte voraus, dass wir dafür Verständnis hätten und nach drei Tage verschärften Arrest, könnten wir unsere Arbeit wieder aufnehmen.

Also meldeten wir drei Musketiere uns beim Karzerbeauftragten.

### **Rücktransport und Entlassungslager Tapiau im Gebiet Kaliningrad**

Es war der 5. März 1953, als etwas Gewaltiges geschehen war. Generalissimus Stalin war gestorben. Ganz Russland lag in tiefer Trauer. Die Wachmannschaften hatten einen Trauerflor angelegt und die Fahnen hingen auf Halbmast. Wir wussten nicht, welche Bedeutung es für uns haben sollte. Die tollsten Parolen waren zu hören, Spekulationen hatten besten Nährboden.

Mit Interesse nahmen wir schon zur Kenntnis, dass innerhalb der Regierung einige unerklärliche Wechsel vollzogen wurden. Genosse Bulganin übernahm die Regierungsgeschäfte, und alles ging wieder seinen Gang. Die Normen wurden wieder übererfüllt, man freute sich, wenn auf den Schächten wieder der rote Stern leuchtete.

Am Abend des 16. Juni 1953, ich hatte mich schon schlafen gelegt, als jemand an meine Tür klopfte. Mir wurde mitgeteilt, dass morgen ein Transport zusammengestellt wird, bestehend nur aus Deutschen, Österreichern und Ungarn. Auch ich wäre dabei. Mich befiel ein flaues Gefühl. Sollte nun alles wieder von vorne beginnen. Wieder wurde mir klar, dass nichts von Bestand ist, vor allen Dingen, wenn man nicht Herr seiner selbst ist.

Mein erster Weg morgens war, den Friseur auf zu suchen. Mein ganzer Stolz, meine Haarpracht, wurde als erste Maßnahme, geopfert. Ich bekam Bescheid, mich in der Kleiderkammer, zu melden. Wider Erwarten bekamen wir neue Lagerklamotten, dieses Mal aber nicht durchlöchert, sondern heil.

Ein ganz schlechtes Omen konnte dies ja nicht sein. Keiner konnte uns irgendeine genauere Auskunft geben. Ich hatte mein bisschen Tun, mich von allen Bekannten zu verabschieden. Es waren doch viele, die mir inzwischen lieb und teuer geworden waren.

Von allen vier Lagerpunkten wurden wir gemeinsam auf einen LKW geladen. Die strenge Bewachung ließ alle Möglichkeiten offen, aber auch das Schlimmste erwarten. Wir fuhren in die etwa 120 km entfernt gelegene Gebietshauptstadt Karaganda. Hier war kein Barackenlager, sondern ein massives Gefängnis. Es stellte sich heraus, dass aus dem gesamten Gebiet Karaganda, alle Deutschen, Österreicher und Ungarn gesammelt wurden.

Wir blieben hier vier Tage und wurden dann zu einem Transport zusammengestellt. Die Ungarn mussten noch im Gefängnis bleiben. Wir marschierten wieder unter strengster Bewachung zum Güterbahnhof. Manche meinten zwar, es ginge nach Hause, aber uns war schon klar, dass nach all dem Durchlebten, wir nicht wieder in die Zivilisation entlassen werden können.

Auch das Regime ließ alle Hoffnung im Keim ersticken. Auf dem Güterbahnhof standen etwas abseits zwei Pullman-Waggons mit verschlossenem Verdeck. Insgesamt waren wir 120 Mann, sodass auf jeden Waggon 60 Leute kamen. Wie beim Transport nach Russland, waren auch hier wieder die durchgehenden Pritschen vorhanden. Ein Fass mit Wasser stand in der Mitte und eine aus Holz gezimmerte Rinne mit Stock, führte nach draußen. Hier konnten wir unsere Notdurft verrichten. Wer nun noch an eine Heimreise dachte, wurde seiner letzten Illusion beraubt. Am anderen Tage wurden wir mächtig durchgeschüttelt. Unsere Waggons wurden an irgendeinen Zug angekoppelt. Wir waren selbstverständlich neugierig, in welche Richtung es wohl geht.

Irgendwie hatte es den Anschein, dass es westlich geht. Wir bekamen unser getrocknetes Brot morgens und auch abends. Suppe gab es keine, dafür etwas mehr Kascha. Die obligatorischen Zählungen fanden wie immer morgens und auch des abends statt. Wenn der Posten dann kam, mussten wir alle erst auf die linke Seite und dann wurden wir unter lautstarkem Zählen, auf die andere Seite gejagt.

Die meiste Zeit standen wir. Es war uns ja noch in bester Erinnerung.

Den Posten konnten wir auch keine Geheimnisse entlocken, sie wussten wahrscheinlich selbst nicht wohin es geht.

Es hatte immer noch den Anschein, dass es westlich geht. Über 14 Tage waren wir nun schon unterwegs. Die Wolga haben wir bei Kuibitschew überquert. Oberhalb des Waggons waren zwei vergitterte, kleine Fensterluken. Als der Ruferschalte, dass die

Wolga jetzt käme, wollten natürlich alle nach oben um zu gucken. Leider gaben die Bretter nach und die Wolga blieb den meisten verborgen.

Nach weiteren acht Tagen glaubten wir die Hauptstadt Russlands gesehen zu haben. Was hatte man mit uns vor?

Wir durchführen Litauen und kamen am 10. Juli auf einen ganz unscheinbaren Bahnhof an. Wir wurden aufgefordert, unseren Waggon zu verlassen.

Am alten Bahnhofsgebäude konnte man erkennen, dass der Ort früher „Tapiau“ in Ostpreußen hieß. Heute heißt der Ort auf Russisch „Gwardeisk“. Er ist ungefähr 25 km südlich von Königsberg, direkt an der Pregel, gelegen.

Nach etwa einem Marsch von einer halben Stunde, selbstverständlich unter strengster Bewachung, kamen wir an einem großen Gebäudekomplex.

In der Mitte verlief eine Straße, rechts und links waren gefängnisähnliche Gebäude. Wie es schien waren rechts Frauen untergebracht und wir stellten uns vor dem linken Gebäude auf. Nach Erledigung aller Formalitäten, gewährte man uns Einlass. Es stellte sich heraus, dass hier ein Sammellager aller Deutschen und Österreicher war.

Ich musste ehrlich um meine Fassung ringen, als mich schon Gerhard, Helmut, Hänchen und Jochen erwarteten. Sie waren schon einige Tage hier im Lager, denn sie hatten es nicht so weit, wie ich aus Kasachstan. Die Freude war unbeschreiblich groß. Erst im Nachhinein registrierte ich, dass ja noch fünf fehlten.

Vier waren gestorben und von Martin hatte niemand etwas gehört.

Es war eine traurige Bilanz.

Sollten wir nach Haus kommen, wie würden wir den Eltern das klar machen?

Wie sich heraus stellte, waren wir im Männerlager etwa 850 Personen.

Im Frauenlager gegenüber waren ca. 350 Frauen, und 14 Kinder im Alter bis zu acht Jahren. Manche der Frauen waren in anderen Umständen, als man sie verhaftete. Andere wurden vergewaltigt. Nach der Entbindung konnten sie noch sechs Wochen bei der Mutti bleiben, kamen dann aber in irgendein Heim. Einige Tragödien haben sich hier noch abgespielt. Die Kinder sprachen nur russisch und manche der Mütter, beherrschten kaum diese Sprache.

Wie sich heraus stellte, war dieses Objekt früher einmal eine Irrenanstalt. Die Fenster waren vergittert und so genügte diese Anlage, mit hohen Mauern umgeben, den Normen der Justiz.

Jetzt war es so ziemlich klar, dass es nach Hause gehen sollte.

Wir bekamen erstmals Rote-Kreuz-Karten mit Rückantwort und wurden aufgefordert, diese unseren Angehörigen zu schreiben. Sie ist aber nie angekommen, wahrscheinlich wollte man nur unsere Heimatadresse herausfinden.

Nun waren wir schon sechs Wochen hier in Tapiau. Man vertröstete uns von einem Tag zum Anderen. Nichts geschah.

Am 25. September geschah etwas Furchtbares. Unmittelbar an der Waschanlage befand sich ein Wachturm. Irgendwie musste der Posten durchgedreht sein, als er plötzlich in die Menge schoss. Einer war sofort tot, der andere kam mit einem Bauchschuss in das nahe gelegene Krankenhaus. Da die Stimmung ohnehin schon angeheizt war, wurde beschlossen, dass unser Lager in den Hungerstreik tritt. Es schien uns die wirksamste Waffe zu sein, um auf den hier herrschenden Zustand, aufmerksam zu machen.

Wir verlangten eine Kommission aus Moskau, die kompetent alle Fragen beantworten konnte. Man versuchte uns zu beschwichtigen, wir blieben dennoch hart. Nach drei Tagen kam mit einem Hubschrauber, ein General angeflogen. Er versicherte uns, dass alles getan wird, um unsere Heimreise zu beschleunigen. Die Antwortkarten sollten umgehend ausgeliefert werden. Eine Bibliothek stellte man uns in Aussicht und auch Musikinstrumente sollten wir erhalten.

Es war schon eine seltsame Situation.

Wir saßen praktisch vor der Haustür und man ließ uns nicht rein. Wie lange hielten unsere Nerven diesem Spielchen noch stand.

Im Oktober mussten wir erleben, wie einige der Häftlinge wieder abtransportiert wurden.

Wir verstanden die Welt nicht mehr.

Mein österreichischer Freund Hans ist mit all seinen Landsleuten im August auf Transport gegangen. Unsere Verabschiedung fiel uns beiden nicht leicht. Wir versuchten uns die Adresse des anderen sich zu merken. Wer zuerst nach Hause kam, sollte sich melden.

Inzwischen sickerte die Nachricht durch, dass es in der DDR einen Aufstand gegeben hatte. Sicher war auch das ein Grund, uns länger fest zu halten.

Auch erfuhren wir, dass der damalige russische Innenminister Beria des Verrates bezichtigt wurde. Da wir ja dem Innenministerium unterstanden, wurden nochmals

alle Personalien überprüft. Daraus resultierte auch der Abtransport einiger unserer Kameraden. Was mag wohl in diesen Leuten vor sich gegangen sein. Heimatluft geschnuppert zu haben und dann wieder zurück, auf unbestimmte Zeit.

Wir verbrachten unsere Zeit mit Sport und lesen. Auch gründeten wir einen Chor, wo ich mit viel Interesse mich beteiligte. Es war bereits der 22. Dezember 1953. Wir hatten uns schon darauf vorbereitet, Weihnachten in Tapiau zu erleben.

Plötzlich hieß es: „Morgen geht es los“!